Im Wirkungskreise der Frauen.

Vom Warten.

Je älter der Mensch wird, umso deutlicher erkennt er, daß alles im Leben seine Zeit braucht. Und das heißt zugleich, daß er warten lernt. Der Jugend fehlt gemeinhin diese notwendige Eigenschaft; sie drängt auf Entscheidung und will sofort den Erfolg sehen. Es ist daher begreiflich, daß erfahrene Leute stets zur Geduld mahnen, jedoch hat auch diese Tugend ihre Kehrseite. Durch schwachmütiges Abwarten werden Gelegenheiten versäumt, die nie wiederkehren, können ganze Jahre sinn- und zwecklos dahinsickern. Erst ruft man einem Menschen zu: „Du bist ja so jung und hast noch viel Zeit." Aber wenn er sich fügt, kommt auf einmal der Augenblick, wo es heißt: „Dazu bist du schon zu alt." Und nun hilft keine Reue, denn die verlorene Zeit ist unwiederbringlich dahin.

Von Tag zu Tag pflegen wir unter mehr oder weniger stichhaltigen Gründen etwas Unangenehmes hinauszuschieben. Dem Unvermeidlichen entgeht man darum doch nicht, und dieses Hinzögern läßt uns die Last unnötig lange mit uns herumschleppen. Dabei müssen wir noch den Vorwurf der Feigheit ertragen. Wir sollen uns aber weder von den Mahnungen zur Geduld bestimmen lassen, noch aus eigener Lässigkeit uns grundsätzlich auf's Warten verlegen. Da ist zum Beispiel dieses Harren auf einen Brief. Man hält es einen, zwei, auch drei Tage aus, doch nach erneuter Enttäuschung versinkt man entweder in dumpfe Verzweiflung oder wird apathisch. Es ist ein qualvolles Lauern. Schon eine Viertelstunde vor jeder Briefbestellung wird der Wartende ungeduldig. Ob das Schreiben verloren ging? In Wahrheit verschwindet ein solches höchst selten; sucht ein zur Antwort Verpflichteter sich dahin auszureden, antworte man ihm kühl, daß man an so etwas nicht glaube. Der auf Bescheid Harrende fragt sich hunderterlei, warum er kein Gehör findet. Eine Wiederholung des Schreibens könnte als Aufdringlichkeit erscheinen und wird daher solange wie möglich hinausgeschoben. So bleibt man in einer schwer erträglichen Spannung, bis endlich die Mitteilung eintrifft; dauert es gar zu lange, löst sich die Ungeduld in allgemeine Verbitterung oder stumpfe Resignation auf.

Dieses die Nerven zerstörende Warten bliebe den Briefschreibern der Reihe nach erspart, wenn sich jedermann, mit Einschluß der Behörden, zu sofortiger Entgegnung verpflichtet fühlte. Im Briefwechsel zwischen Privatpersonen hat der Grundsatz zu gelten: „Antworte ohne Verzug!" Wer viele Zuschriften empfängt, weiß, daß schleunige Erledigung das einzige Mittel ist, einer ausgedehnten Korrespondenz Herr zu bleiben; läßt man die Briefe sich anhäufen, bringt man zuletzt gar nicht mehr durch. In der Tat sind gerade die stark überlasteten Inhaber wichtiger Stellen am pünktlichsten in der Erwiderung, schon aus Selbsterhaltungstrieb. Schnelle und richtige Erledigung der Briefschulden wird auch schon durch den Anstand geboten. Läßt mich jemand ohne zwingende Gründe über Gebühr warten, ist er in meinen Augen ein schlecht erzogener Mensch, antwortet er gar nicht, schalte ich ihn aus meinem Gesichtskreis aus, wie jemand, der meinen Gruß auf der Straße nicht erwidert hat.

Ich finde, daß nicht allein der Zeitverlust beim Wartenmüssen verstimmt, sondern auch die Unfähigkeit, irgend etwas anderes anzufangen. Jemand, der dazu verurteilt ist, fühlt sein Inneres so von den kommenden Dingen erfüllt, daß ihm die Sammlung zu jeder sonstigen Beschäftigung fehlt. Er liest wohl eine Seite oder auch zwei in den verschwenderisch ausgelegten Zeitschriften eines Vorzimmers, dann aber versagt die Aufmerksamkeit, denn fortwährend stört ihn der Gedanke, endlich angenommen zu werden. Es spielt da auch ein Gefühl der Kränkung hinein. Man fühlt sich durch langes Warten mißachtet und glaubt ein Anrecht auf schnellere Berücksichtigung zu haben. Genug, der Zustand ist äußerst unbehaglich.

Wie Abhilfe zu schaffen wäre? In einem gewissen Umfange durch Selbsterziehung. Wir können geduldiger und selbstbeherrschter werden nach der Art des Amerikaners, der stundenlang auf einen verspäteten Eisenbahnzug wartet, ohne mit der Wimper zu zucken, und wir müssen andererseits ängstlich vermeiden, jemand länger als unbedingt nötig warten zu lassen. Es handelt sich hier nicht um Kleinigkeiten, sondern um Vorgänge, die die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können. Die politische Geschichte und die Psychologie der Massen belehren uns darüber. Indessen führt das über den Kreis dieser Betrachtungen hinaus. Darum schließt für heute Eure

Weckung der Tatkraft.

Alle volkserzieherischen Einrichtungen, die auf die Entfaltung der gesunden Tatkraft hinarbeiten, sind eine vorzügliche Kapitalanlage. Die schöpferische Energie der Menschen ist unablässig bemüht, neue wirtschaftliche, geistige und ethische Werte zu schaffen, und je höher ein Volk in der Kultur steht, um so größer ist sein Bestreben, diese Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Jeder große Menschenkenner und Erzieher wie Pestalozzi, Froebel, Robert Owen u. a. hat den Standpunkt vertreten, daß die schöpferische Tatkraft schon im frühesten Jugendalter durch die richtige Erziehung zum Spiel einsetzen muß. Die Läuterung der jugendlichen Spielgewohnheiten ist dringend notwendig, weil das Spiel des Kindes bitterer Ernst ist. Es ist die erste Kulturarbeit, die der werdende Mensch verrichtet. Im Spiel lernt das Kind nicht nur seine körperlichen Kräfte und Muskeln üben, sondern es gewinnt auch Sinn und Geschmack für geistige und sittliche Freiübungen. Es lernt den Widerstand der Materie kennen und überwinden, es übt sich in Ausdauer, Selbstbeherrschung und Kameradschaftlichkeit und empfindet die Freude des Schaffenden. Wir brauchen nur einmal einen Spielplatz aufzusuchen, um uns von dem Eifer und der Ernsthaftigkeit der spielenden Kinder zu überzeugen. Die Ausdauer, die wir hier beobachten können, stellt die der Erwachsenen nur zu oft in den Schatten. Bezeichnend für die Ernsthaftigkeit des Spiels ist auch der Umstand, daß die Jugend immer versucht, die Tätigkeit der Erwachsenen nachzubilden, und daß sie nach möglichst selbständiger Gestaltung ringt. Das „Alleinmachenwollen" ist ja schon für ganz kleine Kinder typisch und der beste Beweis dafür, welche ungeheure Fülle von Tatkraft im Kinde aufgestapelt liegt.

Es ist hochinteressant, zu sehen, wie man sich in den Vereinigten Staaten, dem Lande, in dem die menschliche Energie die gewaltigsten Schößlinge treibt, mit der Erziehung zur Tatkraft abzufinden sucht. Bereits in der Schule sucht man die Selbstbetätigung in jeder Weise anzuregen, indem man den Handfertigkeitsunterricht, der überall obligatorisch ist, für die reifere Jugend zu einem methodischen Werkstattsunterricht ausgebildet hat. Ferner bietet der schulfreie Wochentag den Kindern Gelegenheit zur Selbstbetätigung in irgendeiner Liebhaberei, die ärmeren Schüler benutzen diese Zeit, um Geld zu verdienen; diese Einrichtung ist pädagogisch sehr wertvoll, weil sich die Jugend schon frühzeitig daran gewöhnt, ihre Mußestunden gewinnbringend zu verwerten. Auch die Schulordnung zielt darauf hin, den sittlichen Charakter zu bilden, sie ist mehr im Sinn einer Verfassung gehalten und wird von den Schülern selbst mit Hilfe der Lehrer entworfen. Jede Klasse wählt sich ihren Aufseher und dessen Gehilfen selbst. Durch häufige Neuwahlen wird jedem die Möglichkeit geboten, die verschiedenen Aemter kennen zu lernen. Die Aufsicht muß dafür sorgen, daß die Ordnung eingehalten wird. Auch die Ordnungsstrafen werden von den Schülern, unter Mithilfe des Lehrers, diktiert. Der Umstand, daß die Jugend selbst an der Ausarbeitung der Schulordnung teilnimmt, hat zur Folge, daß die Kinder diese nicht nur als äußeren Zwang, sondern als innere Notwendigkeit empfinden lernen, und ist für die ganze Lebensauffassung von größter Wichtigkeit. In manchen Schulen ist außer der eigenartigen Schulverfassung und dem Werkstattunterricht auch der „Moralunterricht" für die reiferen Kinder eingeführt. Dieser besteht in regelmäßigen Besprechungen aller Fragen und Konflikte des täglichen Zusammenlebens. Themen, wie Reinlichkeit, Ordnung, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, werden in anschaulicher Weise besprochen; ihre tiefere Bedeutung für das Gemeinschaftsleben wird den Kindern zum Bewußtsein gebracht. Durch diese „Lebenskunde" werden die Schüler in die täglichen Forderungen eingeweiht und frühzeitig zur Mitarbeit und Läuterung der sozial-ethischen Lebensaufgaben angeregt. Der Zweck dieses Unterrichts ist, Pioniere des sittlichen Fortschritts zu erziehen, deren die moderne Gesellschaft so dringend bedarf.

In Erkenntnis dieser Tatsachen werden auch die Aufgaben der Jugenderziehung in Zukunft immer wichtiger und umfangreicher, denn ihr wird vor allem die richtige Pflege der größtmöglichsten Entfaltung der Tatkraft zufallen, und von diesem Erfolg hängt die Zukunft unseres Volkes ab.

Meer, laß dein Schäumen sein.
Treib Mühlen, tu' was!
Dichter, laß dein Träumen sein,
Dein reimendes Fühlen, tu' was!

* * *

Der Humor ist der Modelleur der Welt.

Unsere Veranda.

Wer so glücklich ist, seinem Wohnresp. Landhause eine luftige „Porch" angefügt zu sehen, muß nachgerade an die pflanzliche Ausschmückung derselben für die Sommermonate denken. Denn schöne, im Schmuck prangende Blumen und Blattgewächse sollen gleichsam jedem Eintretenden einen freundlichen Willkommengruß entgegenwinken. Da, wo breite Treppenabsätze zu beiden Seiten des Aufgangs angebracht sind, darf die Gelegenheit nicht versäumt werden, sie mit passenden Gewächsen zu dekorieren. Hier ist der Platz für die größeren Topf- und Kübelpflanzen, die sich ihres Umfangs wegen nicht gut in den Zimmern unterbringen lassen und den ganzen Winter in den Ecken der Korridore herumgestanden haben. Dazu gehören der Oleander-, der Lorbeer-, der Buxbaum, die Kakteenarten und viele andere. Sie machen im allgemeinen wenig Ansprüche an die Temperatur und können sogar einen leichten Frost vertragen. Ihr Haupterfordernis ist ein heller Standort und hinsichtlich der Pflege wäre zu bemerken, daß sie einmal am Tage frischen Wassers benötigen. Nur die Palme macht dabei eine Ausnahme. Ihre Blätter verbrennen in greller Sonne oder werden silbergrau und gelb; darum stehe sie immer etwas im Schatten.

Unsere Veranda, auf der wir im Sommer beinahe wohnen, ist in den meisten Fällen ein nach vorn offener Anbau, der von Säulen getragen wird. Diese machen, mit Schlinggewächsen umwunden, einen äußerst freundlichen Eindruck. Ein schützendes Dach hält uns Sonne und Feuchtigkeit fern und blanke Glasscheiben oder Drahtgewebe wehren der Kühle und den Fliegen. In vornehmen Villen zieren hübsche Blumengemälde die Wände des „Gartenzimmers". Auch mit Ampeln schmückt man gerne die Vorbauten. Man kann sie ohne Benutzung eines Blumentopfes bepflanzen. Damit die Erde nicht herausfällt, legt man zunächst auf den Boden und an die Seiten der Oeffnung etwas Moos. Da viele Wurzeln darin eng zusammengedrängt werden, muß ein guter Nährboden vorhanden sein. Das Bepflanzen der Ampeln hat 8 bis 14 Tage vor dem Aufhängen zu geschehen. Während dieser Zeit hängt man sie an einen geschützten Ort, damit das Anwachsen der jungen Lebewesen gut erfolgen kann, und weil sie alle dem Lichte zustreben, sind die Ampeln öfter zu drehen. Fuchsien, Geranien und Glockenblumen eignen sich am besten für diese Art der Blumenpflanzung. Auch sie müssen täglich mit frischem Wasser getränkt und besprengt werden.

Die Ausschmückung der Balkone hat sich nach dem Baustil des Hauses zu richten. Mit Markisen beschattete versieht man mit girlandenförmigen Gewinden, indem man diese an Fäden sich emporschlingen läßt. Ferner bringt man in Kästen Kapuzinerkresse, Heliotrop, Stiefmütterchen und andere Blumen zum Blühen. Die Kästen dürfen nicht zu hoch mit Grund angefüllt sein, damit man sie leicht begießen kann. Etwaiges Unkraut, abgeblühte Blümchen oder welke Blätter sind sofort zu entfernen. Auf die Brustwehren, Sockel und Ecken der Balkone stellt man einzelne Blumentöpfe mit hängenden Pflanzen. — Solche Arrangements tragen viel zur Verschönerung eines Wohnhauses bei. Und wer sich des Besitzes einer schattigkühlen Veranda nicht rühmen darf, bringe jene in den Fensternischen seiner Wohnung an. Es ist eine wahre Freude, an Häusern vorüberzuziehen, die mit rankendem Grün und lieblichen Blumen geschmückt sind. Ueber die Pflege derer, die hier nicht genannt wurden, gibt der Gärtner gerne Aufschluß. Aus bloßen Unterweisungen aber läßt sie sich nicht erlernen. Man muß selbst ausprobieren, was ihnen am besten bekommt und sie mit ganzer Liebe umhegen.

Wo am Fenster rein und helle
Blumentöpfchen lieblich sprießen,
Mein' ich, wohn' in kleiner Hütte
Sinn für's Schöne, rein're Sitte . . .

Vor allem seien wir jetzt auf die pflanzliche Ausstattung unserer „Porch", der wir so viele angenehme Erholungsstunden in heißer Zeit verdanken, bedacht, denn Blumen- und Blätterschmuck wirkt veredelnd auf Herz und Gemüt.

Berechtigter Wunsch.

„Woaßt D', Mali, was m.' ärgert? Daß no' koa' ganzige Köchin an' Orden 'kriagt hat! — Glaabst D' denn, unsere Soldat'n hätt'n ean Sieg nach 'm andern errunga, wenn s' in da Friedenszeit von uns net so guat 'rausg'futtert word'n waar'n?!"

Heimatheerespflichtiger.

Die Aenderung kam über Nacht
Wie eine starke Welle:
Bis gestern hab' ich mieß gemacht,
Und jetzt mach' ich Schrapnelle!

Nächtlich am Isonzo lispeln...

Novellette von **Paul Kalisch.**

Nächtlich am Isonzo lispeln die Lippen eines wunderschönen Mädchens unheimliche Worte in das Ohr ihres Geliebten. Sie umarmt und küßt ihn, reißt sich von ihm los und stürmt siegesfreudig, wie eine Retterin, dem jungen Morgen entgegen.

Ich hatte in Cerignano eine sehr nette Villa gefunden und mich dort eingemietet. Der Balkon vor meinem Zimmer bot mir selbst bei der schlimmsten Hitze kühlenden Schatten, da das Haus von großen, echten Kastanienbäumen umgeben war. Hier genoß ich eine Aussicht, wie man sie sich kaum schöner denken konnte. Links das Schloß Miramar mit seinem herrlichen Park, seinen Blumengärten, deren Duft der laue, schmeichelnde Wind zu mir herüberwehte. Vor mir das weite, in allen Farben spielende Meer, und nachts am Horizont die schneebedeckten Venezianischen und Julischen Alpen.

Das war wirklich eine wohltuende Erholung, ein wahres dolce far niente nach angestrengter Winterarbeit.

Unten im reizenden Garten wurden die Mahlzeiten eingenommen, die nichts zu wünschen übrig ließen und reichlich waren. Die Wirtin, eine Griechin, repräsentierte allerdings nicht im mindesten die schöne Helena. Mordshäßlich, aber witzig und gescheit, ersetzte sie dadurch, was ihr von der Natur als Geschenk fehlte. Ja, man vergaß das grobe, gewiß vom Wein gerötete Gesicht, wenn man sie stets vergnügt, aufgekratzt und geschäftig herumhantieren sah, wenn man ihre saftigen Bemerkungen hörte, die sie in ihrem Bad den bedienenden Mädchen hinwarf. Wenn sie, wie es ihr gerade beliebte, sich unaufgefordert, aber als Padrona, mit an den Tisch setzte und allerhand Schnurren zum besten gab. Alle auf einen Grundton gestimmt: die Liebe!

Als lustige Witwe schien sie den Verlust ihres „Gatten" nicht im geringsten zu empfinden; im Gegenteil, eine Witwe sei viel freier und brauche sich keine Vorwürfe mehr zu machen. Freie Liebe im freien Staat. Das waren ihre neidischen Anspielungen. Immer hatte sie lustige Einfälle. Das gab dem ganzen Haus noch einen besonders fröhlichen Anstrich.

Mich hatte, wenn ich in aller Frühe auf meinen Balkon heraustrat, der in weiter Ferne von der Sonne hell beschienene weiße, schlanke Glockenturm gereizt. Ich nahm meinen Führer, las nach, fand, daß es der von Aquileja sein müsse, und entschloß mich einen Ausflug dorthin zu machen. Also gut! Schon um sieben Uhr war ich anderen Morgens mit der Bahn in Triest angekommen und konnte in aller Gemächlichkeit zum Dampferliegeplatz schlendern, das stets reizvolle Bild eines obendrein so wunderschön gelegenen Hafens bewundern und mich an Bord der „Rondine" begeben, die mich nach Grado fahren sollte. Unter dem aufgespannten Segeltuch saß es sich herrlich; köstlich schmeckten die saftigen Pfirsiche und Melonen. Das bewegte, bunte Treiben, das Kommen und Gehen der Segler und Boote, die geputzten, fröhlichen Passagiere, Damen in leichten, durchsichtigen Blusen, Herren in weißen, hellgestreiften Sommeranzügen, immer rauchend, immer guter Dinge; kurz, alles das gab mit mit der zartfächelnden Meeresbrise eine glückliche Stimmung: Herz, was willst du mehr? Und als wir auf den blichtblauen Wellen der Adria tanzten, wie zeigte sich da erst Triest in seiner blendenden Schönheit! Unwillkürlich drängte sich mir ein Vergleich mit Neapel auf. Ja, Neapel! Dort der farbenreichste Superlativ, hier mein liebes Triest, ein vornehm abgetönter Komparativ.

Heiter wie der Tag war auch die Fahrt, und da ich Grado schon kannte, so lag mir daran, bald den kleinen Dampfer zu erwischen, der nach Aquileja fuhr. Kaum war ich an Bord, paffte er schon los. Eine kurze Strecke Meerfahrt, dann in kühnem Bogen hinein in die Lagunen an Belvedere mit seinen berühmten Pinien vorüber und nun in gerade Linie im langen Kanal Aquileja zu. Die Glocken läuteten. Ich schaute zum Turm hinauf, das war eine stattliche Höhe, und wäre die Uhr nicht tiefer angebracht gewesen, man hätte die jetzt in der Sonne glitzernden goldenen Zeiger und Zahlen kaum ablesen können. Mein Magen aber hatte ohnehin schon die Zeit erraten und die freundliche Aquila Nera nahm mich gastlich auf. Hier erfuhr ich denn auch bei einem gebratenen Hühnchen, frischem Tomatensalat und vorzüglichem Prosecowein, was alles an Herrlichkeit im Städtchen zu schauen sei. Gestärkt und in guter Laune ging ich durch den reizenden Museumsgarten mit seinen Zedern, Zypressen und Palmen, war entzückt von der so geschickten Verteilung der antiken Bildwerke. An jeder Biegung der Wege neue Ueberraschungen. Gar erst im Museum selber, wie schön die graziösen Glasgegenstände, Bernsteinarbeiten und Metallgeräte! Im Dom war man gerade mit dem Freilegen des Mosaikfußbodens beschäftigt. Das, was ich sah, war ein goldener, farbenprächtiger Steinteppich, ebenbürtig den Arbeiten im venezianischen St. Markus. Die beinahe achtzig Meter zum Glockenturm hinauf leistete ich mir nicht. Die Aussicht, in der Aquila Nera noch einen schönen Trunk zu tun bei der großen Hitze, hatte auch Verlockendes für sich.

Denselben Weg, den ich gekommen war, wollte ich nicht wieder machen, so entschloß ich mich, zu Fuß nach Villa Vicentina zu gehen. Wie durch einen großen Garten, durch „ein heiteres Tal der Freude" wanderte ich. Reis- und Maisfelder, überrankt von Weingirlanden, die an Maulbeer- und Obstbäumen hingen große blaue und rote Blumen an den Wegen, ernste Zypressen, buntfarbige Schmetterlinge begleiteten mich bis zur Bahnstation. Ich hatte gerade noch Zeit, einen Blick in den prachtvollen Park des Schlosses zu werfen, das der Ex-Kaiserin von Frankreich gehört und in dem Bonaparte wohnte, als er gegen Wien zog, da brauste auch schon der Schnellzug heran, der mich wieder nach Grignano zurückführen sollte. Etwas ermüdet, ich war drei Stunden marschiert, warf ich mich in die Ecke eines Abteils, das außer einem Herrn, der am Fenster saß, weiter keinen Fahrgast barg.

Ich mußte wohl geschlafen haben, denn als ich erwachte, sah ich noch eine dritte Person dem Herrn gegenüber am Fenster sitzen. Ein wunderschönes Mädchen in der Tracht der Venezianerinnen. Wie war sie, ohne daß ich es gemerkt, an mir vorbeigekommen, da es ein Durchgangswagen war? Zu meinem Abteil gab es nur einen Zugang durch die Schiebtür, an der ich saß. Vielleicht war sie über meine ausgestreckten Beine gestiegen, hatte mich berührt, und dadurch war ich aus meinem Schlummer geweckt worden. Den Herrn hatte ich unbeobachtet gelassen. Jetzt aber, da ein junges Mädchen Platz genommen, das außerdem noch hübsch war, schaute ich zu ihnen hinüber.

Sie schienen sich zu kennen, so kam es mir vor, denn die Selbstverständlichkeit, mit der sie die an der Fensterwand angebrachte kleine Tischplatte hochklappte, ließ mich das vermuten. Noch mehr, als das Mädchen seine wohlgeformten, starken Arme auf das Tischchen legte und mit dem Herrn unverwandt so in das schwarz verbrannte Gesicht sah, wie es Verliebte zu tun pflegen. Plötzlich schauten mich zwei graue, energische Augen an. Sie hatten etwas Zwingendes. Kaum wandte ich meine Blicke rücksichtsvoll ab, drängte es mich, sofort wieder zum Fenster hinüberzuschauen, wo diese beiden saßen, die jetzt zu flüstern begannen und nun erst recht meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, wiewohl ich mir den Anschein gab, als sei ich müde und schläfrig, und als ginge ihre Gegenwart mich ganz und gar nichts an.

Die merkwürdig grauen Augen des Herrn hatten mir beinahe wehgetan. Es gibt Augen die weh tun! Katzenaugen im menschlichen Gesicht. Ich hatte den Wunsch, ihnen nicht wieder zu begegnen, und heuchelte Schlaf. Das schaffte denen mehr Freiheit, und ungezwungener, sogar lauter, unterhielten sie sich jetzt. Sie sprachen venezianischen Dialekt so schnell, daß ich nur aus einigen mir bekannten Worten etwas zusammenreimen konnte. Es schien sich um ein Kleidungsstück und um eine Nummer, eine Haus- oder Zimmernummer zu handeln. Gewiß hatte das junge Mädchen seinen Maisemantel im Hotel vergessen, und es galt nun, ihn wiederzubekommen. Vielleicht ein Liebesabenteuer? Das hübsche Mädchen war es wohl wert; der Herr aber? Wie sah er nur aus! Graugestreifte weite Hosen, die ihm nicht zu passen schienen, eine Art Joppe aus dünnem Gewebe, wie glänzender Alpaka. Auffallend kleine Füße, die in gelben Halbschuhen mit Damenabsätzen staken; schwarze durchsichtige Strümpfe mit buntgeränderten Zwickeln. Etwa ein Variété-Künstler? Aber sein Kopf! Kurzgeschnittenes schwarzes, an der Schläfe ergrautes Haar, bartloses Gesicht, braunverbrannt, stark hervorstehendes Kinn, blendend weiße Zähne, die beim Sprechen sichtbar wurden. Eine schöne freie Stirn, die tiefliegenden grauen zwingenden Augen und eine feine, etwas zu kleine Nase. Mittelgroß, kräftig, eigentlich ein ganz kleiner Kerl! O ja, ihm war, wenn er besser gekleidet gewesen wäre, eine Entführung wohl zuzutrauen. Im Geiste zog ich ihn anders an; da konnte er womöglich einen vornehmen Herrn abgeben. Ja, ja, Kleider machen Leute! Ich fand sogar eine Aehnlichkeit mit jemand heraus, quälte mich, sie zu finden; es gelang mir aber nicht.

Wie schön das junge Mädchen war! Eine Fülle kastanienbrauner Haare, den breiten Zopf über den Scheitel gelegt, mit einem venezianischen, silbernen großen Kamm am Kopfende. Dunkle, schwärmerische, von langen Wimpern beschattete Augen, in die man mit Wohlgefallen sah. Zarte Gesichtszüge, die Wehmut verrieten, aber um so sympathischer berührten. Ein voller Busen, der stolz seine Formen in einem miederlosen, schappseidenen Hemdchen zeigte. Schwarzes, fußfreies Samtkleid, schwarze durchsichtige Strümpfe mit buntgeränderten Zwickeln und gelbe Halbschuhe. Gar kein Schmuck. Wie auffällig, wenn man an die sonst mit Ringen, Broschen, Ketten und Armbändern beladenen Italienerinnen dachte! Am Ende hatte sie gar ihren Schmuck in der Eile der Abreise im Hotelzimmer liegen lassen, und deshalb sprachen sie jetzt so erregt. Nichts konnte ich mehr verstehen, so raste ihr Italienisch. Unwillkürlich mußte ich über das Geschnatter lachen. Allmählich beruhigte sich die Unterhaltung wieder, und die Landschaft draußen schien ihr ganzes Interesse einzunehmen. Langsamer fuhr jetzt der Zug: es ging bergan, man hätte beinahe mitlaufen können. Da hörte ich die Worte: adesso coraggio! sagen. Wie mit einem Ruck hatte sich das Mädchen erhoben, das Tischchen zurückgeklappt und war mit einem Bündel von grauer Leinwand an mir vorübergeeilt. Was hatte das zu bedeuten?

Der Herr blieb ruhig sitzen, sah aber interessiert zum Fenster hinaus. Plötzlich stand auch er hastig auf, zog sein Taschentuch, einen merkwürdig ordinären, blauen Lappen, aus der Hose, wischte sich den Schweiß damit von der Stirn und ließ es erleichtert aufatmend, draußen im Winde trocknen. Es war auch eine Siedehitze im Abteil. Als er die Arme aus dem offenen Fenster wieder zurücknahm, die das Tuch, wie eine Fahne, lustige Zeichen gebend, gehalten hatten, bemerkte ich an den Handgelenken zwei breite helle Streifen, die zu den braunverbrannten Händen weiß erschienen. Bisher hatte er die Hände stets unter der Tischplatte verborgen. Rasselnd rollte jetzt der Zug über eine Eisenbahnbrücke. „Ist das der Isonzofluß, mein Herr?" überraschte mich fragend der Reisegefährte in etwas gesunkenem, ruhigem Ton auf Deutsch. „Ich glaube wohl!" erwiderte ich zerstreut italienisch, da meine Gedanken noch bei der verschwundenen Italienerin waren. „Gleich werden wir in Monfalcone sein, mein Kompliment mein Herr!" Er grüßte höflich, lächelte ironisch, wobei er seine weißen Zähne zeigte, und ging, als drückten ihn die schmalen Schuhe an den Füßen, in den Seitengang. Nach den vorangegangenen Betrachtungen hatte mich die unerwartete deutsche Anrede des Mitreisenden ganz verwirrt gemacht. Jetzt hielt der Zug in Monfalcone. Bevor der Herr den Zug verließ, warf er ärgerlich die Tür zu, nahm einen großen grauen Schlapphut aus dem Netz, das im Gang zum Ablegen für Handgepäck angebracht war, und setzte ihn sich tief ins Gesicht. Dann schritt er etwas gesiert, aber schnell durch die Menge dem Bahnhofsausgang zu. Wo war seine Begleiterin? Hatte ich sie in der Erregung aus den Augen verloren?

Als sich der Zug in Bewegung setzte und ich ganz allein war, kam ich mir recht verlassen vor, solchen Eindruck hatte das Mädchen auf mich gemacht. Ihr Wesen war so stolz, so kühn, ihr wehmutvoller Blick so eigenartig rührend. Lange noch stand ich sinnend am Fenster. Keuchend stieg der Zug den Karst hinauf. Die weite Fläche des Meeres wurde sichtbar. Am Himmel hatten sich nach des Tages drückender Hitze schwere Gewitterwolken zusammengezogen, und als ich ausstieg, fielen auch schon die ersten, schweren Tropfen. Schnell eilte ich der Villa zu, wo ein gutes Abendessen, ein kühler Trunk und meine dicke Griechin mich schmunzelnd empfingen.

Einige Tage später, ich hatte in Triest Einkäufe gemacht, saß ich im bewährten Börsenrestaurant. Der Kellner brachte allerhand Zeitungen, und da ich mich bis zur Abfahrt nach Grignano nicht zu beeilen brauchte, las ich alles durch, wie man das, um die Zeit totzuschlagen, tut. Da fiel mir eine Notiz in die Augen: „Vom Schicksal ereilt", so lautete die Ueberschrift, dann folgte: „Auf ganz unerklärliche, rätselhafte Weise ist der des Landeshochverrates wegen schwer bestrafte Revolutionär Giovanni Jatta aus seinem Kerker entflohen. Das Schicksal scheint ihn auf der Flucht ereilt zu haben. In ihren Netzen fanden Fischer am Isonzo Fetzen einer Sträflingskleidung mit der Zahl 23 eingenäht. Jatta hatte die nämliche Nummer 23 inne. Es ist wohl anzunehmen, daß der Verbrecher auf der Flucht in den Wellen des Isonzo, der durch das Gewitter sehr reißend geworden, den Tod gefunden hat. Nach der Leiche wird gesucht."

Nächtlich am Isonzo lispeln die Lippen eines wunderschönen Mädchens unheimliche Worte in das Ohr ihres Geliebten. Sie umarmt und küßt ihn, reißt sich von ihm los und stürmt siegesfreudig, wie eine Retterin, dem jungen Morgen entgegen.

Ein Zug aus Lincolns Leben.

Präsident Abraham Lincoln hatte in seinen jungen Jahren als Advokat in Ausübung seines Berufes viel zu reisen. Bisweilen waren er und mehrere andere Anwälte bei Prozessen beteiligt, die in benachbarten Städten geführt wurden, und sie bildeten dann eine fröhliche Gesellschaft, brachen frühmorgens auf, ritten nach beendigter Gerichtssitzung wieder heim und nahmen dann noch gemeinsam ihre Abendmahlzeit ein.

Als sie einmal von einer solchen Gerichtssitzung zurückkehrten, sahen sie trotz der beginnenden Dämmerung vor einem Hause zwei junge Schwälbchen liegen, welche aus ihrem Neste gefallen sein mußten und nur schwache und erfolglose Flugversuche machen konnten. Die übrige Gesellschaft war im Begriff, ruhig vorüberzureiten, als sie gewahr wurde, daß Abraham Lincoln sein Pferd anhielt und abstieg.

„Holla! Was ist los?" fragte einer seiner Freunde.

„Ich will versuchen, ob ich nicht das Nest finden kann, aus dem diese armen Dinger gefallen sind, um sie wieder hineinzulegen," sagte Lincoln.

„Ach, Unsinn," riefen die anderen, „wozu diese Mühe? Schwalben gibt es überall genug. Steig wieder auf, Lincoln, und reite zu; wir kommen sonst zu spät zu unserem Abendessen."

Aber Abraham Lincoln stieg nicht auf, und da seine Freunde sahen, daß sowohl Spott als gütliches Zureden gleich erfolglos blieben, ritten sie davon und ließen ihn bei seinem Suchen nach dem Schwalbennest, das er endlich unter einer Dachrinne entdeckte.

Erst nach einer Stunde fand sich Lincoln wieder bei den Freunden ein, welche er an einer gut besetzten Abendtafel antraf und von denen er mit einem wahren Sturm von gutmütigen Witzen empfangen wurde.

Lincoln aber sagte mit ruhigem Ernste: „Meine Freunde, ich würde heute nacht kein Auge haben schließen können, wenn ich diese beiden Tierchen nicht ihrer Mutter zurückgebracht hätte."

Die Lacher verstummten.

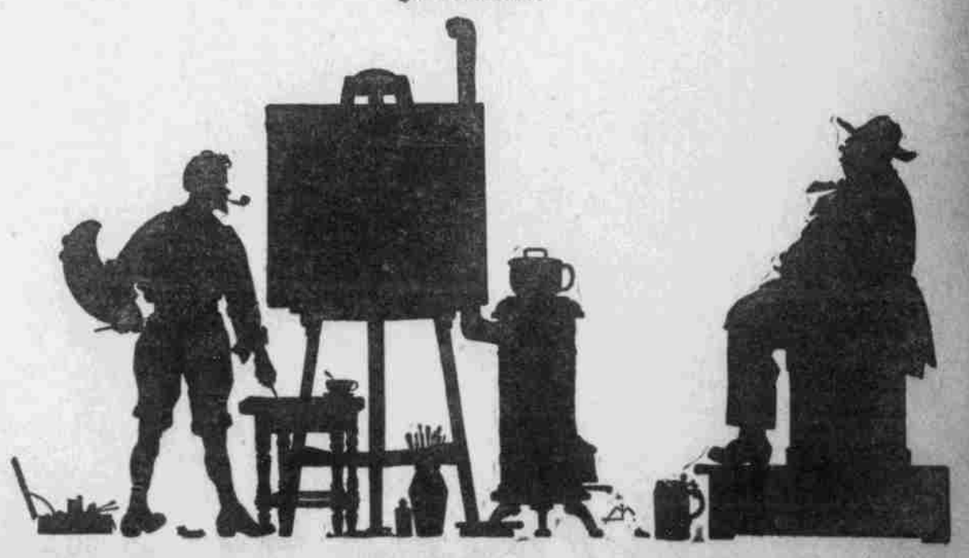
Das ist was Anderes

„Erzählen Sie einen Spaß, Beckmann," bestürmte eines Tages ein als Schauspieler höchst unbedeutender Kollege Namens Pohl den berühmten Komiker, als ein Künstlerkreis auf dem Flur des Königstädter Theaters zu Berlin stand. Beckmann wies den Zudringlichen ab. Dieser ließ indessen mit Anbringen nicht nach. — „Nun, ich kann höchstens einen sonderbaren Traum erzählen, den ich heute nacht gehabt habe," sagte Beckmann endlich. — „Erzählen Sie, erzählen Sie!" rief Pohl und drängte sich dicht an Beckmann heran. — „Mir träumte", begann nun Beckmann, „ich sei gestorben und stünde bereits vor der Himmelspforte. Doch Petrus verweigerte mir den Einlaß unter dem Vorgeben: Schauspieler dürften nicht in den Himmel. Bestürzt flog ich wieder zur Erde nieder und kroch in mein Grab. Gleich darauf erzählte mir mein Grabesnachbar, mein Kollege Pohl habe gleichfalls das Zeitliche gesegnet und sei schon in den Himmel gekommen. Darüber entrüstet flog ich wieder nach der Himmelspforte hinauf, klopfte Petrus heraus und fragte ihn nach dem Grunde der Zurücksetzung, die ich erfahren, während doch Pohl in den Himmel gekommen sei. — „Ih, lieber Herr Beckmann," erwiederte Petrus und klopfte mir auf die Schulter, „wie können Sie nur so wunderlich sprechen? Der Herr Pohl war ja in seinem Leben kein Schauspieler!" — „Entschuldigen Sie", sagte ich, das ist was Anderes!" und fuhr fröhlichen Mutes zur Hölle."

Kriegsschattenbilder.

Heimatsurlaub

Im Atelier.



„Sie müssen mehr eine zufriedene prositliche Miene machen, denken Sie halt an eine Kalbshaxe oder an Weißwürst' mit Bretzen und eine Maßze Bier!"

„O mei' Herr uKnstmaler, wann i' do d'ran denk' nacha muaß i' ja woana."